

Editorial

Ziemlich genau zweihundert Jahre ist es nun her: Mit der Lied- und Gedichtsammlung *Des Knaben Wunderhorn* wurde die romantische Bewegung in Deutschland populär. Um 1807 erscheinen u.a. die von Joseph Görres nacherzählten *Teutschen Volksbücher*, *Die Nachtwachen des Bonaventura*, Kleists *Amphitryon* und *Die Marquise von O*, Zacharias Werners *Martin Luther oder Die Weihe der Kraft*, Tiecks *Kaiser Octavian* und Brentanos *Ponce de Leon*. Wer auf sich hielt, war damals Romantiker – oder aber er profilierte sich, wie Hegel in seiner ebenfalls vor zweihundert Jahren erschienenen *Phänomenologie des Geistes*, als Kritiker einer Romantik, der das Wahre als „bacchantischer Taumel“ gilt, „an dem kein Glied nicht trunken ist“.

In diese Konstellation hinein veröffentlicht Goethe 1808 nicht nur den ersten Teil des *Faust*-Dramas, sondern 1809 auch das beste Buch, das bis heute in deutscher Sprache vorliegt: *Die Wahlverwandtschaften*. Ein Roman, der das Kunststück fertigbringt, ebenso romantisch wie Romantik-kritisch zu sein. Das Erscheinungsjahr ist subtil ausgewählt; der Roman, mit dem Goethe den Romantikern zeigen will, wie man wirklich einen ironisch-esoterischen Kunstroman schreibt, erscheint zur rechten Zeit. Denn die Zahlen 18 und 9 (um von der Zahl 0, die auch als Buchstabe O zu lesen ist, zu schweigen) spielen in diesem Roman eine bedeutende Rolle. Der Roman besteht aus zwei Büchern mit jeweils 18 Kapiteln; die erzählte Zeit umfaßt 18 Monate (von einem schönen Aprilmittag übers Jahr bis hin zur Zeit der Asten, die bekanntlich im Oktober eine späte Blüte erleben); die protoromantische Protagonistin Ottilie begeht ihren 18. Geburtstag, und ihr Geliebter Eduard ist im „besten Mannesalter“, das nach Auffassung des Romans kein anderes als das von zweimal achtzehn Jahren sein kann; neun Monate lang wird das in einem „doppelten Ehebruch der Phantasie“ gezeugte Kind ausgetragen, das keinen anderen Namen als den palindromatischen seiner beiden Otto-Väter tragen kann.

Sehr ernste Scherze. Denn bei allen souveränen Zahlen-, Buchstaben- und Namensspielen geht es dem Lettern- und Literatur-Gott Goethe in den *Wahlverwandtschaften* doch auch darum, den damals

erklingenden neufrommen Ton in der romantischen Literatur ironisch zu brechen. Die in jedem Wortsinne entsagende, nämlich erotisch verzichtende, sich anorektisch zu Tode hungernde und das Sprechen einstellende Ottilie ist eine seltsame Heilige; sie, die an ihr Kind kam wie die Jungfrau Maria, hat, weil sie ein (oder gar: das?) falsche(s) Buch las, den Tod des infans Otto zu verantworten. Und die frommen Gemälde, die lebenden Marienbilder und die neugestaltete Kapelle bringen den wahlerwandten Figuren so wenig Segen wie der Geistliche, der auf den sprechenden Christus- und Hermeneuten-Namen Mittler hört. Abgründiger, pathetischer, romantischer und ironischer kann überdies der Schlusssatz eines Romans nicht sein, als der der *Wahlverwandtschaften* es ist. In ihm heißt es über zwei romantische Liebesleichen: „Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welcher freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“ Wenn. Augenblick mal.

Goethe beobachtet souverän, wie sich innerhalb von nur zehn Jahren das romantische Szenario verschoben hat. Denn zehn Jahre ist es aus der Perspektive des Jahres 1807/08 her, dass die Romantiker mit der Zeitschrift *Athenäum* als identifizierbare Gruppe mit einem faszinierenden Programm die intellektuelle und literarische Bühne um den Wechsel vom 18. zum 19. Jahrhundert betreten. Zum zweihundertsten Geburtstag der (Heidelberger) Romantik hat Rüdiger Safranski ein sogleich viel beachtetes Buch vorgelegt, das sich erfolgreich an einer Unmöglichkeit versucht: die deutsche Romantik und „das Romantische“ in toto darzustellen (Rüdiger Safranski: *Romantik – Eine deutsche Affaire*. München 2007). Mach's einer nach und breche sich nicht den Hals. Selbst im Jahr der Geisteswissenschaften würde sich kein universitär verankerter Literaturwissenschaftler dergleichen zutrauen. Dass es auch heute nicht nur lohnt, sondern bei Option für eine gewisses Komplexitätsniveau geradezu unvermeidbar ist, romantische Problemkonstellationen und Problemkonstellationen zwischen Himmel und Erde romantisch zu bedenken, versuchen die Beiträge dieses Jahrbuchs zu zeigen.

In einer und nur in einer Hinsicht ist das seit 1991 erscheinende *Athenäum – Jahrbuch für Romantik* seinem ebenso ehrwürdigen wie respektlosen Namenspatron überlegen: die romantische Zeitschrift erschien nur knapp drei Jahre lang. Das gesittete akademische Jahrbuch erscheint hingegen seit fast zwanzig Jahren. Zeit für einen Wechsel nach dem Jahr 2007, eine Jahreszahl, deren Quersumme keine andere als die romantische 9 ist: „an der Zeit“, um eine Lieb-

lingswendung der Romantiker, Hegels und Goethes zu bemühen, ist eine moderate Neuausrichtung (siehe dazu die folgende Ankündigung der neuen Herausgeber). Die bisherigen Herausgeber haben sich in vollendeter romantischer Harmonie und in Dankbarkeit für eine stets entspannte und verlässliche Zusammenarbeit mit dem Schöningh Verlag entschieden, das Jahrbuch in jüngere Hände zu übergeben (wie alt darf man maximal sein, um noch als Romantiker durchzugehen?). Sie werden aber u.a. die romantische Geselligkeit der jährlichen Redaktionstreffen in einem Frankfurter Bahnhofsrestaurant vermissen. Wo gehen wir nun hin? Immer nach Hause.

Jochen Hörisch